



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1926

4 (1926)

Caritasblüten

Nr. 4

1926

Herr, sende uns Arbeiterinnen in deinen Weinberg!

Wir haben leider viel zu wenig Berufe an Krankenschwestern. Darum möchte ich heute einmal so ganz leise anklopfen, ja, ganz bescheiden anfragen bei den vielen, vielen Krankenpflegerinnen, ob darunter nicht die eine oder andere sei, die ihre edle, großmütige Nächstenliebe im Missionslande an den Ärmsten der Armen ausüben möchte. Alle lade ich sie recht herzlich ein, zu kommen, um mitzuarbeiten am leiblichen Wohle der schwarzen Krausköpfe, ist dies ja das beste Mittel, auch ihre unsterblichen Seelen gewinnen zu können. Wieviel könnte ich ihnen erzählen von meinen oft so interessanten Krankenbesuchen, sei es auf flinkem Köhlein, sei es mühsam per Schusterstrappen die nahen oder auch weit entfernt liegenden Christen- oder auch noch die im dunklen Heidentum verstrickten Dörfer zu durchstreifen, hier eine nur mit alten, schmutzigen Lappen umwickelte Wunde zu reinigen und zu verbinden, dort einem Sterbenden die heilige Taufe zu spenden, die Seele zu waschen von allem Erdenstaub. Da bringen zahlreiche Mütter ihre Kleinen zur Krankenschwester, und wieder in einem Kraale, wo man sich tief bücken muß, um hineinzukommen, wartet ein in den Goldfeldern siech gewordenes Leben der Hilfe. Ein Löffel Medizin, eine Pille oder ein Pülverchen in Liebe gereicht kann die Herzen gewinnen, kann die noch in wildem Heidentum verstrickten Leben glücklich machen für eine ganze Ewigkeit. Wer ist so mutig, Leib und Leben hinzugeben, vor allem liebe Eltern und Geschwister zu verlassen für den Dienst des Allerhöchsten in der Mission? Ich lade alle recht herzlich ein, zu kommen, zu helfen, Seelen, die eine Ewigkeit besitzen, zu retten, glücklich zu machen, um selbst glücklich zu werden!

Schw. M. Hermenegildis, C. P. S.

Maria Himmelfahrt.

Von E. D.

Ein schimmernd Netz von goldnen Sonnenfunken,
Spannt über Palästinas Flur sich hin;
Die Luft erzittert leis, wie wonnetrunken,
Am Himmel hoch die weißen Schwäne ziehn.
Welt liegt und dürr das Gras auf heißer Erde,
Nicht leuchtend grün, wie es im Lenze stand,
Verschmachtet auf dem glühend heißen Herde
Sank es dahin im Wüstensonnenbrand. -
Auf stauberfüllter Straße pilgert hin
Mit langen Stäben eine Männer-schar;
Bald voller Freude treten sie hinein
Ins kleine Haus, wo Jesu Mutter wohnt,
Wo ihrer Sehnsucht Eile wird belohnt.
Doch still, sie ruht, umstrahlt von lichtem Schein.
Und leise knien sie vor dem Lager nieder,
Von dem Maria lächelnd sie begrüßt,
Die treuen Männer; dann die Augenlider
Ein Engel ihr zu sel'gem Schlummer schließt.

Im Garten von Gethsemane verborgen
Liegt eine Grabeshöhle; dort hinein
Ward sie gebettet, sorgsam, eh' der Morgen
Heraufzog, fand sie Ruh im kühlen Schrein.

Zum zweitenmal verwaist die Jünger saßen
Im Saal vereint. „Was nun?“ so fragen bang
Die Gottesboten, immer noch nicht fassen
Das Leid sie, als ein fester Tritt erklang
Und Thomas eilends eintrat; Schmerzerfüllt
Brach er in Tränen aus, daß er zu spät
Bekommen, daß er nicht mehr grüßen
Die Mutter konnt zum letztenmal, er fühlt,
Er muß sie nochmals sehen, ihr zu Füßen
Noch einmal weinend liegen und er sieht
So inniglich, daß mitleidsvoll sie führen
Ihn zu des Grabes fest verschlossenen Türen.
Die Kiegel schoben zitternd sie zurück
Und traten ein, - ach, welch ein Augenblick!
Ein süßer Duft quoll ihnen voll entgegen,
Betäubend fast, sie können sich nicht regen;
Sie blicken staunend: aus dem Sarge ranken
Sich balsamgleich die Rosen; Lillen stehn
Und neigen sich darüber hin und schwanken
Von leichtem Hauch bewegt. Das Grab ist leer -
Die Jünger knien staunend rings umher. -

Es hatten Engel jubelnd hingetragen
Maria hoch empor zu Gottes Thron; -
Wie sie die holden Augen aufgeschlagen,
Hielt sie am Herzen schon der teure Sohn
Mit Leib und Seele. Selig, glänzend, rein,
Zog jetzt als Königin Maria ein.

❖ ❖



Steinle pinxit.

BK

O clemens, o pia, o dulcis!

Mein erster Besuch einer Außenschule.

Von Schwester Didyma C. P. S.

Schon war ich mehrere Monate in Monte Casino, hatte aber noch keine Zeit und Gelegenheit, eine unserer Außenschulen, die ziemlich weit entfernt sind, zu sehen. Jetzt in den Januar-Ferientagen, wo meine fleißigen Arbeiterinnen ihr Bündel schnürten, um für drei Wochen ihre Heimat zu besuchen, rüstete ich mich für den Marsch. Mit Schwester Aquilina, die 17 Jahre schwere Missionsarbeit hinter sich hat, machte ich mich an einem Freitag morgens auf den Weg. Rev. F. Urban, ein Neupriester, erst seit zwei Monaten hier, war hoch zu Ross. Doch wie beim Wettrennen vom Hasen und der Schnecke kamen wir Fußgänger zuerst über den verhängnisvollen Fluß Nyamakaire, der voriges Jahr bald das Grab des Missionars und einer Schwester geworden wäre. — Wir waren früher fortgegangen und hatten einen viel kürzeren Weg. Außerdem wollte Rubi, das Pferd, absolut nicht durch den Fluß. Freilich, es war auch nicht so leicht, schon im Mackete-Fluß hatte ich mehrere unfreiwillige Kniebeugungen gemacht. Die Steine waren so glatt und jetzt erst spürte ich, daß zum Reiten doch ein guter Stock gehört. Im Nyamakaire hatte die Natur eine herrliche Brücke gebaut von großen, flachen Felsen; doch Rubi, der im großen Kusaweflusse mehrmals arg auf die Felsen gefallen war, hatte solch einen Respekt, daß alles Kufen ihn nicht ins Wasser bringen konnte, auch der Stock half nicht, und wäre Rev. Fr. Urban kein so guter Reiter gewesen, so wäre er wohl mehr als einmal gestürzt. Nach bald einstündigem Aufenthalt kamen Ross und Reiter doch glücklich hinüber, und nun ging es flott auf St. Ludger los.

Gegen 5 Uhr sahen wir den großen Gwehira-Kraal vor unsern Augen, von wo aus die Schule nur fünf Minuten entfernt liegt. Schwester Aquilina meinte schon, die drahtlose Telegraphie werde bald einsetzen, denn die weißen Schleier verraten uns schnell. Aber zum großen Erstaunen war niemand zu sehen. Gut bekannt mit den Sitten, sagte sie sofort: „Da muß was Besonderes los sein.“ So war es auch. Ein alter Großvater hatte das Zeitliche gesegnet. Er war vor längerer Zeit in der Krankheit getauft worden.

Ein Sterbefall ist ein großes Ereignis bei den Eingeborenen, und alles, groß und klein, muß hingehen „chema“ machen, d. h. weinen oder besser gesagt heulen. Jeder neue Ankömmling beginnt mit einem langgezogenen mhymhymhym; ist dies erledigt, so setzt er sich gemütlich hin und schwächt. Die Christen hingegen beteten.

Nun war eine große Streitfrage: Joseph sollte als Christ auf dem Friedhof der Schulen begraben werden, wo schon über ein Duzend Neuchristen friedlich unter dem Schatten der hohen

Bäume ruhen. — Doch dem widersehten sich die Heiden mit aller Energie. Sie wollten Joseph in den Bergen begraben, was der Vater, so wird nämlich der Missionar von allen angerebet, nie erlauben konnte. Darum gab Schwester Aquilina dem christlichen Sohne des Unterchiefs den Auftrag, den Leuten zu sagen: „Der Vater will, daß Joseph bei der Schule begraben werde, verweigert ihr es, so werden die Schwestern kommen und euch zwingen.“

Schon frühmorgens klopft es an der Tür. Auf die Frage: „Wer ist da?“ hieß es: „Ich bin zurück von den Verwandten des Joseph, die Heiden bestehen auf ihrem Willen.“ — Uns war viel daran gelegen, daß die Leute einmal eine christliche Beerdigung sahen, da gewöhnlich der Lehrer mit den Christen dieselbe vornehmen muß und der Missionar nachträglich das Grab einsegnet. Wir gingen also zum Hauptchief Nemkunu. Schwester Aquilina drückte ihr Mitleid aus, daß einer seiner Untertanen gestorben sei. Nach den üblichen Redeweisen bedeutete sie ihm, daß Joseph ein Christ sei und somit ein Kind des Vaters, der uns sendet, damit Joseph von ihm beerdigt werde. Die Augen traten dem alten grauen Chief bald aus den Höhlen, und es war einfach staunenerregend, wie der alte Mann bettelte und Schwester Aquilina nach Eingeborener Weise Vater und Mambo d. h. Herr nannte. Kommt nämlich jemand im Namen eines Höheren, so wird er mit dessen Namen benannt. — An der gegenüber liegenden Hütte sah ich, wie ein Ochs in Stücke zerlegt wurde und alle hingingen, ihren Teil in Empfang zu nehmen. Desgleichen wurde Getreide ausgeteilt und viele Heiden rochen stark nach Bier, das auch schon zur Leichenfeier bereitet war.

Inzwischen gingen die Verhandlungen weiter. Schwester Aquilina ließ die Leute vom Berge zurückrufen, welche das Grab machten. Doch Nemkunu ließ nicht nach zu bitten: „Vater, alle Kinder werden bei dir begraben, nur diesen Geist mußt du uns lassen, wir werden keinen Regen mehr bekommen, hab Erbarmen mit uns: Schau, ich, Nemkunu, habe um die Schule gebeten, ich liebe den Vater, laß' uns unsern Mudzimu.“ Schwester Aquilina hörte alles schweigend an, ohne nachzugeben. Da kommt der zweite Chief dazu und hilft bitten: „Vater, schau doch auf Nemkunu, er weint, schreib einen Brief an den Vater, daß er uns erlaubt, den Mudzimu hier zu begraben.“ Schwester Aquilina bat um ein Stück Papier; freudig brachte man einen Bogen, hoffend, daß sie ihnen willfahren würde, während sie jedoch nur Rev. Fr. Urban mitteilte, daß, wenn die Christen nicht länger warten wollten, er nur die heilige Messe lesen möchte. Als die Schwester sah, daß Güte nichts erreiche, sagte sie ernst: „Gib mir Leute, eine Tragbahre zu machen, sonst hole ich die Leiche selbst.“ Nun gab er zu, daß Burschen eine solche machen; Männer jedoch dürften nicht helfen.

Zum Glück waren noch einige Burschen von der Schule da

in Holidays und so war dem Abel bald abgeholfen. Die Heiden bespannten zwei Schleppschlitten mit Ochsen, um große Steine zu holen und die Leiche einzumauern. Nemkuyu hatte auch gütigst erlaubt, daß einige Burschen das Grab machen durften, obwohl er ein um das andere Mal beteuerte, er wolle nicht gefauft werden, da man ihn dann auch auf flachen Boden begraben werde, und er wolle doch nur in einem Berge ruhen. Dann fragten die Heiden, ob sie auf dem Grabe ihr Fleisch und Bier verzehren dürften; es wurde rundweg abgeschlagen, da die Erlaubnis ihnen Gelegenheit gegeben hätte, den Geistern zu opfern, da dies ja auch der einzige Zweck war, weshalb sie den Toten in die Berge begraben wollten. Aus Nachsicht hatte sie ihnen zu singen erlaubt. Als nun alles zum Zuge fertig war, holte man die großen Trommeln; „Keinen Schlag, ihr habt ja nur zum Singen Erlaubnis!“ Die Leiche auf der Bahre, hoch auf den Schultern, als Anführer eine Verwandte mit einem langen Stock, teuflische Sprünge machend, und dann folgten schreiende Weiber. Statt den Weg zum Friedhof zu nehmen, wollten sie einen Umzug im Kraal halten; doch die gestrenge Miene von Schwester Aquilina zeigte ihnen bald, daß die Erlaubnis zu Ende ist und trotz allem Auffordern seitens der Männer ließen sich die Weiber nicht mehr herbei, zu heulen, da sie von den Schülern eingeschüchtert wurden.

Nun ging es im Eilmarsch zum Friedhof; die Sonne brannte glühend heiß und wir kamen noch gerade zur Zeit zur heiligen Messe. Die Heiden warteten auf dem Friedhof, während die Christen die heilige Messe für den Verstorbenen aufopfereten und die heilige Kommunion empfingen. Nach beendigter Dankagung gingen alle, Rev. Fr. Urban voran, zum Friedhof und beteten den Rosenkranz. Nachdem die Leiche und das Grab eingesegnet waren, stieg Chief Gwanira selber ins Grab, die Leiche hinein zu betten und zu vermauern. Nemkuyu, der Hauptchief, konnte vor Gram nicht mitgehen. Nachdem die ersten Steine gelegt, beteten wir noch drei Ave für die Seelenruhe des Verstorbenen und gingen zurück zur Schule.

Nun ruht Joseph still und friedlich in seinem Felsengrab, und seine christliche Enkelin wird wohl öfters an dem einsamen Hügel knien und einen Strauß Feldblumen auf denselben niederlegen. Alle Christen waren sehr dankbar, daß der Missionar und die Schwestern anwesend waren, da sie nicht imstande gewesen wären, die Leiche herauszubekommen. Die Heiden drohten noch, daß die Geister im Zorne gegen uns entbrennen würden, und Schwester Aquilina wenigstens nicht lange mehr lebe.

Ja, es wird noch viel Gebet und Opfer kosten, bis die heidnischen Sitten schwinden, und wehe, wenn die Angehörigen des Verstorbenen in nächster Zeit irgendein Unglück oder eine Krankheit haben, dann schreien die Heiden, es komme vom Zorne des Geistes, dem nicht geopfert wurde und der nicht besänftigt werden kann, da man an seinem Grabe nicht mehr opfern darf.

Die Sonne stand schon hoch am Mittag, als wir unser Frühstück nahmen. Wir besuchten nun die Schule in den nahen Kraals und nur zu schnell kam die Zeit, für unser Abendbrot zu sorgen. Der Himmel machte wieder ein sehr trübes Gesicht und wie am Abend zuvor schien er wieder über das menschliche Elend weinen zu wollen. Die arme Schule, welche sehnsüchtig auf ein neues Dach wartet, war so durchregnet, daß wir kaum einen trockenen Platz hatten. Gegen unsere Absicht mußten wir in den Hütten von einigen Christen logieren, wo wir ziemlich eingeweicht ankamen. Doch ein gutes Feuer trocknete die Kleider bald. Auch am folgenden Tag wurden wir vom Tau des Himmels reich gesegnet, bis wir Sonntag abend durchnäßt Monte Casino erreichten. Alles für die unsterblichen Seelen.



Schw. Caspara Schw. Rita
Schw. Arnolda Schw. Evergista Schw. Veridiana Schw. Agnesia Schw. Siena

Ausreise in die Mission.

Am 8. Juli schifften sich wieder sieben unserer Schwestern auf dem deutschen Dampfer „Ufambara“, welcher im Hafen von Antwerpen Halt machte, ein. Schwester Caspara, Schwester Veridiana, Schwester Evergista, Schwester Siena und Schwester Agnesia sind für die Mission am Kilimandscharo bestimmt und werden, so Gott will, am 8. August in Tanga landen, dann landeinwärts reisen, um sich unseren Schwestern in Kilema und Kiboscho, der wieder aufgenommenen Missionstätigkeit anzuschließen.

Schwester Rita und Schwester Arnolda lenken ihre Schritte nach Morogoro, im apostolischen Vikariat Bagamoyo. Sie bereiten sich vor, die Arbeiten eines projektierten Lazarettes in diesem Missionsgebiet zu übernehmen. Sie landen am 10. August in Daresalam.

Möge Gott die jungen Missionarinnen segnen, schützen und begleiten!

Auf zur Affenjagd!

Monte-Casino, Rhodessia.

Wie das unsere schwarzen Jungens elektrifizierte! Aber, ich glaube, auch mancher junge Leser würde mit-tun und schon etwas darum geben, nur diese sogenannte „Affenburg“ zu sehen, welche sich auf einem Berge, zehn Minuten von der Missionsstation entfernt, erhebt, während der Aufstieg zu derselben schon längere Zeit in Anspruch nimmt. Mächtige, riesenhafte Felsen ragen in die Lüfte, immer wieder Platz lassend für ihre In-sassen, welche mit Blitzesschnelle von einem Schlupfwinkel in den anderen springen. Da zur Zeit der Mais halb reif ist, treiben diese diebischen Gesellen ihr freches Handwerk beinahe täglich, und der arme Junge, der über das Feld wachen sollte, weiß keinen Rat mehr. Hoch oben auf ihrem Felsenthron sitzend, können sie den Hüter mit ihren scharfen Blicken beobachten, geht er zur Linken, gehen sie zur Rechten oder umgekehrt und, obgleich der arme Wächter öfters kein Essen bekommt, haben diese Spitzbuben einen guten Schmaus.

Nun ist das Maß voll! „Warum sollen wir den Affen ihr Handwerk nicht legen!“ schrie die heißblütige Jugend. „Wir mußten pflanzen, pflügen und jäten, und jetzt wollen die Affen sich über uns lustig machen, daß wir für sie gearbeitet haben. Sobald sie wieder in ihrer Burg schlafen, gehen wir in aller Früh' hinaus, den Berg einzuschließen und dann: wehe ihnen.“ Auch die Brüder waren sehr bereit, ihnen mit den Gewehren zu helfen und mit ihnen vor Tagesanbruch zur Jagd aufzubrechen. Wer hätte gefehlt, noch nicht mal die kleinen käshohen Bürschchen, die doch sonst alles lieber hören, als die Glocke zum Aufstehen.

Nach dem Morgengottesdienst, der früher als sonst stattfand, ging es nüchtern hinaus in frischer Morgenluft. Zum Überfluß hatte es nachts noch ziemlich geregnet und das Gras war schwer von Wasser, der Boden schlüpfrig wie Eis. Vorsichtig, lautlos ging es zur Affenburg, um ja keinen Verdacht zu erregen. Wie sie ungefähr erreicht war, sahen wir schon die vierbeinige Nachtwache auf ihrem Posten, sogar eine dreifache. Schnell hüpfte sie in die große Höhle, die Neuigkeit zu melden, welche absolut nicht günstig aufgenommen wurde, was das laute Brüllen und Bellen anzeigte. Nur zu gerne hätte die ganze Räuberbande jetzt Reißaus genommen, doch bald ertönte von seiten der Schüler das Signal — „Feuer“ —, ein Zeichen, daß der Berg umzingelt war, und rings um den Berg hallte es wie ein brausendes Kriegsgeschrei. Die armen Affen zogen die Schwänze ein, denn, wo sie sich auch nur sehen ließen, wurde gelärmt und geschrien. Ab und zu krachte ein

Schuß, ein vielfaches Echo erweckend, doch wegen der vielen Höhlen und Kliffen gingen die meisten Schüsse fehl. Es ist staunenerregend, welche Sprünge diese großen, plumpen Affen machen können auf hohe Bäume oder Felsen. Fünfzig Meter Höhe ist ihnen ein Spiel, hoch sausen sie einem über den Kopf mit ihren langen Beinen oder besser Armen, die Äste der Bäume umfassend.

Durch das viele Lärmen erschreckt, ließ sich für einige Minuten kein Affe mehr sehen, und so trat von seiten der Schützen und Burschen Ruhestand ein. Vorsichtig durch die Felsenspalten schauend, ob die Luft rein sei, wagten sie sich doch wieder ans Tageslicht, wo sie von neuem mit einer guten Ladung empfangen wurden. Um ihnen noch größere Furcht um ihre Burg einzulösen, war ein mächtiger Fels gebohrt worden, der nun gesprengt werden sollte; freilich war die Sache etwas gefährlich, da der Fels sehr hoch war, dazu das untere Gestein sehr schlüpfrig vom Regen. Doch der Bruder nahm eine lange Zündschnur, welche ihm Zeit lassen sollte, in Sicherheit zu kommen. Selbstverständlich waren die übrigen Jäger hinter großen Felsen in Sicherheit. Es wurde angezündet, eine Minute verging, auch eine zweite; aber es krachte kein Schuß. Die Zündschnur hatte wegen Feuchtigkeit versagt. Schnell wurde ein Läufer nach Hause geschickt, eine neue Zündschnur zu holen. In kaum einer halben Stunde war zum zweitenmal gezündet und alles war wieder in Sicherheit, als der Schuß mit einem fürchterlichen Getöse weithin über die Berge knallte.

O diese frechen, geschwänzten Spitzbuben! Das hatte gezogen, nach dem Krach kam einer herausgetaumelt; vielleicht hatte er Schwindel oder Ohrensausen bekommen, doch die frische Luft machte ihn bald wieder lebendig. Aus dem Versteck wagte sich sonst keiner mehr, und da sich bei den Burschen auch der Hunger meldete, zogen sie es vor, heimzugehen. Als alles in den Bergen still wurde, zog auch die Räuberbande ab und wird sich wohl ein paar Wochen fernhalten, bis sie den Schrecken vergessen hat. Oft werden, wenn der Berg ein günstiger ist, dreißig bis siebenzig Affen erschossen. Ich erinnere mich, wie vor zwei Jahren in einer Stunde 36 ihr Leben lassen mußten.

Würde nicht mit aller Energie gegen diese Tiere vorgegangen, so wäre es nutzlose Arbeit, Felder zu bebauen. Diese großen Affen, wie sie hier sind, können ein Feld in einem Tag zugrunde richten. Oft sind Rudel von fünfzig bis hundert zusammen. Kommen sie in ein Feld, so wird rechts und links gestohlen, die besten Kolben nach Herzenslust gefressen, und ganze Arme voll heimgetragen, während sie dann auf zwei Beinen laufen.

Kommt der Herbst, wo die Ernte fertig ist und keine Wächter mehr ausgestellt sind, so kommen sie bis zur nächsten Nähe der

Station, oft kaum hundert Meter von den Häusern entfernt, überall suchend, ob noch was übrig geblieben. Gibt es im Winter nichts zu stehlen, so wühlen sie die Steine um und suchen noch Würmer und Käfer. Obschon sie dann oft Hunger leiden, sind sie so klug, daß sie keinen vergifteten Mais oder Kürbis anrühren. Schon öfters haben die Brüder versucht, die Affen zu vergiften, aber ohne Erfolg.



Kapelle in Einsiedeln, Natal, Südafrika.

Allerlei aus der Mission.

Einsiedeln.

Unser Kirchlein hier in Einsiedeln ist nun viel zu klein, um die zahlreichen Besucher am Sonntag aufnehmen zu können. Wir sind hier nur zu drei Schwestern; trotzdem finden wir oft keinen Platz mehr und müssen uns nur noch ein Eckchen suchen. Es tut einem in der Seele wohl, wenn man auch Heiden beim Gottesdienst sieht, die einem zwar auch mit ihren oft sehr krüppelhaften Kniebeugungen und mit dem oft ganz gelungenen Händefalten ein Lächeln entlocken. Was mögen diese wohl dem Großen der Großen, wie sie den lieben Gott nennen, sagen? Vorigen Sonntag hatten wir hier Taufe; 26 Erwachsene und 6 Kinder wurden zu Streitern Christi erkoren. Von $\frac{1}{2}$ 10 Uhr bis Mittag 2 Uhr war unser 70jähriger, greiser Priester beschäftigt, die

Taufzeremonien vorzunehmen. Gegen 3 Uhr wurden die Kinder gekauft, die dabei alle aus Leibeskräften schrien. Pfingstsonntag war dann Erstkommunion, die in feierlichster Weise begangen wurde.

Vor einiger Zeit begegnete mir ein Mädchen, das etwas unter seiner Schürze verbarg. „Was hast du da?“ fragte ich. Schüchtern zog es das Bild des hl. Petrus hervor, der die Himmelschlüssel in der Hand hielt. „Ich habe mir das Bild gekauft, weil ich den Mann, der heilig ist, so sehr liebe!“ sagte das Mädchen. „Und warum liebst du ihn?“ „Weil er eben, wenn man stirbt, den Himmel aufschließt.“ Da gab ich zur Antwort: „Er kann das Himmelstor aber auch fest zuschließen.“ „Nein,“ meinte die einfältige Seele, „ich habe nun all mein Geld — es waren 6 Pence — dafür gegeben, mir schließt er nun sicher auf.“

Schw. M. Hermenegildis C. P. S.

Morogoro.

Wir gewinnen unsere Schwarzen immer lieber und sind recht glücklich in ihrer Mitte. Gebe der liebe Gott, daß wir noch recht viele Schwestern dazu bekommen, denn nach allen Seiten fragt man darum. Gestern waren wir mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof in Matombo, wo mit dem Bau eines Schwesternhauses begonnen werden soll. Es fuhr ein Lastauto dorthin, und so konnten wir in einem Tag auch wieder retour. Wir brauchten für eine Fahrt 4 Stunden; also es liegt ziemlich weit, die Leute dort, zumal die Kinder, hatten noch nie im Leben eine Schwester gesehen. Als wir das letzte Dorf vor der Mission passierten, liefen einige Jungens so schnell sie konnten uns vor und läuteten, bis wir ankamen, schon mit allen Glocken. Sie gingen uns einfach nicht mehr von der Seite und beständig waren wir in einer Prozession. Ein Junge von etwa 12 Jahren erbot sich sogar beim hochwürdigsten Herrn Bischof, er wolle der Mzimamizi (Bauaufseher) sein, damit die „Mamas“ bald ein Haus bekämen, um bei ihnen zu bleiben. Diese Kinder der Berge haben in ihrem Äußern noch solche urwüchsige Einfachheit und Treuherzigkeit, daß man sie gern haben muß. Neulich kam ein zirka 14-jähriger Junge von dort nach hier. Als er mich sah, meinte er, er müsse sich betragen, als wenn der Bischof kommt. Bei meiner Annäherung kniete er nieder und sagte mit gefalteten Händen sein: „Tumsifu Jesu Christu“ (Gelobt sei Jesus Christus). In Morogoro sind die Leute nicht mehr so harmlos; alles ist vom Islam verseucht und auch die Christen haben durch den Krieg viel gelitten; sie sind so leichtsinnig geworden. Andererseits muß man auch sagen, daß sie viel mehr Gefahren ausgekehrt sind, denen zu widerstehen sie nicht immer fertig bringen. Da braucht es unendlich viel Opfer, Gebet und Geduld. Auf der Mission selbst haben wir an 25 Kinder, meist

Knaben. Am 19. März wurden fünf von ihnen getauft und empfangen am gleichen Tage die erste hl. Kommunion. Sie waren sehr gut vorbereitet, hatten vorher drei Tage Exerzizien und waren somit recht glücklich und wir mit ihnen. Seither gehen sie fast täglich zur hl. Kommunion und zwei von ihnen reden sogar davon, Ordensbrüder werden zu wollen, etwas hier vollständig Fremdes. Das Volk, besonders dieser Stamm hier, steht sittlich sehr, sehr tief, so daß den meisten jedweder Begriff für ein jungfräuliches Leben abgeht. Sie meinen, so etwas könnten nur die „Mzungu“ (Europäer). Erst wenn der liebe Gott einigen aus ihrer Mitte diese Gnade gibt, werden sie es glauben und überhaupt mal daran denken. Jetzt werden die Mädchen schon als Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren vom Bräutigam angezählt. Ist die Summe voll (meist ca. 20 bis 40 Schilling, je nach ihrer Schönheit), so wird geheiratet. Es sind die Eheleute hier alles fast noch Kinder von 15 bis 18 Jahren. Zwei von unsern Knaben sind im Seminar in Tabora; man ist dort zufrieden mit ihnen, aber es ist noch viel Gebet nötig, ehe sie das hohe Ziel des Priesterstandes erreicht haben werden.

Schw. Ancilla C. P. S.

Mgeta.

Uns dreien, Schwester Gerolda, Schwester Trutperta und meiner Wenigkeit, geht es Gott sei Dank gut in Mgeta, obwohl es schon ziemlich lange regnet und die armen Eingeborenen sehr viel kränkeln. Unser kleiner vierjähriger Petri, Söhnchen eines Arbeiters, welcher schon viele Jahre treu der Mission diente, ging heim in den Himmel. Der kleine Junge kam am liebsten zu seinem Vater auf die Mission, ging dann auch manchmal in die Schule und setzte sich recht artig zu seiner Schwester Maria. Im März kam zu Hause ein kleines Brüderchen an und das liebte er so sehr, daß er keine Zeit mehr hatte, auf die Mission zu kommen; sonst kam er fast jeden Abend mit der Dorfjugend zum Nachtgebet und war der Mahner in seinem Dörfchen: „Jetzt ist es Zeit, es wird gleich läuten auf der Mission!“ Ich freute mich immer über den treuen Besucher des lieben Heilandes. Zum Weihwasserkessel reichten seine kurzen Ärmchen noch nicht und er mußte warten, bis jemand ihn bemerkte und es ihm reichte. Das kleine Brüderchen, welches er so treu behütete, starb jedoch, und vor lauter Heimweh folgte ihm der gute Petri auch nach. Seine armen Eltern, Joseph und Tekla, taten uns sehr leid; denn Petri war ihre Freude und ihr Stolz. Wir trösteten sie und sagten: „Im Himmel beten unsere Kinder für euch; dort findet ihr sie wieder beim lieben Gott.“

Nun noch etwas anderes: Die Regierung hat die meisten christlichen Akida abgesetzt und dafür die früheren Sultane, welche

im Lande regierten, bevor die Deutschen die Kolonien eroberten, wieder eingesetzt. Manche Stämme weigerten sich, dieselben anzuerkennen, weil einige das Volk hart betrogen haben; andere dagegen freuten sich, besonders die Heiden. Unser Sultan wurde einem höheren Sultan unterstellt, weil die Leute sich beklagten, daß seine Großeltern das Volk sehr betrogen hätten, indem sie sich von einem Araber einen Spiegel anschafften und dann die Leute hineinschauen ließen. Die einfältigen Leute glaubten dann auch, wenn sie im Spiegel ihre eigene Person sahen, daß es Geister der Verstorbenen seien, für welche sie dann zum Sultan Ziegen, Schafe, Hühner und Eßwaren brachten, um die Geister zu besänftigen. Einige kath. Akida erhielten von der Regierung den Posten eines Schreibers, um bei dem Einziehen der Steuer mitzuhelfen, da ja die alten Sultane nicht schreiben können.

Der Leopard treibt hier auch noch sein Unwesen. Vor kurzem nahm ein Mann seine drei Ziegen mit aufs Feld und band sie beim schönen Gras an; während er nun fleißig hakte, kam der Leopard und erwürgte sie. Auch zwei Löwen wurden in der Nähe gefangen. Aber uns Missionschwester haben diese wilden Tiere bis jetzt Gott sei Dank noch nie etwas zu leid getan. —

Schwester M. Meinrada C. P. S.



Aus dem Leben eines frommen Künstlers.

Von Schwester Engelberta.

(Fortsetzung.)

Der Oberpräsident sandte wirklich einige meiner Schnitzsachen mit einem Empfehlungsschreiben an einen berühmten Bildhauer in Berlin. Zu Fuß wanderte ich dann nach Berlin, anderthalb Taler kostete mich die ganze Reise von Münster bis in die Hauptstadt an der Spree. Der berühmte Bildhauer und seine Gehilfen waren sehr erstaunt, nur einen armen Bauernburschen vor sich zu sehen. „Was machen wir aus solch einem Menschen“, rief der Meister aus. „Ist er schon bald 30 Jahre, außer etwas Holzschnitzeln versteht er gar nichts, nicht einmal ordentlich deutsch spricht er und das will ein Bildhauer und Künstler werden?“ — Man führte mich zum Direktor. Dieser lachte, als er mich sah; doch als er meine Arbeiten betrachtete, fragte er mich: „Wo haben Sie das gelernt?“ „Ich habe es gar nicht gelernt, lieber Herr.“ „Ich meine, welche Akademie haben Sie besucht?“ Da sagte ich einfach: „Ich weest nich.“ Der ehrwürdige Künstler in seinem weißen Lockenhaar und wallenden Barte lachte jetzt selber noch

darüber, dann fuhr er fort: „Sehen Sie, meine Lieben, so hat es mit mir gegangen. Ich wurde aufgenommen und nach zwei harten Lehrjahren, wo ich oft die bitterste Not litt, machte ich in der Kunst schon große Fortschritte. Herr von Vincke hat mir eine Unterstüfung von 300 Talern für zwei Jahre ermittelt. Nach Ablauf dieser Zeit wollte man mir die Unterstüfung nicht weiter bewilligen, noch die Stunden an der Akademie mir gestatten. Ich hatte mir nämlich durch das treue Festhalten meiner katholischen Religion die Gunst gewisser, einflussreicher Herren verschert. Meinen Meißel ließ ich nie profanen, unpassenden Zwecken. Doch die göttliche Vorsehung verließ den frommen Künstler, wie man mich nannte, nicht.

Eine lebensgroße Engelsfigur, welche ich aus Holz geschnitzt hatte, ward um 100 Taler für eine Kirche angelauft, und ein Kreuzifix, welches ich aus Sandstein ausführte, verschaffte mir einigen Ruf. Allmählich hatte ich mir soviel Geld zusammengespart, um meinen Lieblingswunsch auszuführen und eine Reise nach Italien machen zu können. Wer beharrlichen, ernsten und guten Willens ist, kann Großes leisten für die Interessen der katholischen Kirche, auch wenn er unter den bescheidensten und ärmlichsten Verhältnissen das Licht der Welt erblickt hat. Gott sieht nicht auf das, was in den Augen der Welt groß und mächtig ist, sondern er wählt für seine Zwecke das Schwache und Unansehnliche, um das Starke und Stolze zu beschämen.“ Bewegt hielt der Künstler inne, seine Worte hatten auf die Zuhörer, von denen einige unter ihnen von anderm Geiste waren, tiefen Eindruck gemacht. „Ich will nun schließen,“ unterbrach Achtermann. „Wer noch mehr aus meinem Leben wissen will, der lese das hübsche Werkchen ‚Ein Künstler von Gottes Gnaden‘, welches mein treuer Freund über mich geschrieben hat.“

Achtermann wies auf einen Freund, welcher ihm zur Rechten saß. „Und darin befinden sich auch die wohlgelungenen Bilder und Zeichnungen, meine Kunstwerke, wie die ‚Pieta von Münster‘ usw., mit welcher dieser mein zweiter junger Freund dieses Büchlein ausgestattet hat,“ fuhr Achtermann fort, den jungen Maler liebevoll wie einen teuren Sohn auf die Schulter klopfend. Der italienische Maler verneigte sich, ein freudiges Erröten huschte über seine männlich schönen Züge, dann ergriff er die ehrwürdige Hand des greisen Künstlers und Bildhauers und küßte sie voll Hochachtung und Liebe.

„Es ist schon spät, meine Freunde, und wir wollen nun unseren geselligen Abend beschließen,“ sagte Achtermann, seine hohe Hünengestalt erhebend, geben wir Gott die Ehre und laßt mich mit den schönen Worten meines Dichterfreundes enden:

„In wessen Herz die Kunst sich niederließ,
Der ist vom Sturm der rauhen Welt geschieden,

Dem öffnet sich, durchwallt von süßem Frieden
Im ewigen Lenz ein stilles Paradies.“

Wenn wir Achtermanns Leben^{*} weiter verfolgen, so finden wir in seinen Selbstbiographien, als auch in der seines Freundes, Pater Hertkems, „Ein westfälisches Künstlerleben“ betitelt, daß es dem großen und frommen Künstler niemals an Gottes Beistand und Marienschutz gefehlt hat.

Italien war schon lange das Ziel seiner heißen Wünsche; dort unter dem ewig lachenden Himmel blühte seine Kunst erst voll und immer schöner auf. 1839 traf Achtermann in Rom ein. Der Herzog von Aremberg in Brüssel kaufte ein Kreuzifix, welches er sehr kunstvoll gearbeitet. Papst Gregor XVI. segnete dasselbe und sprach zum Künstler: „Sie haben ein Werk geschaffen, welches nicht nur Ihnen, sondern auch ganz Deutschland zur Ehre gereicht.“

Der Bildhauer erlangte jezt allmählich einen europäischen Ruf. Trozdem ging es ihm mit seinen Finanzen bisweilen herzlich schlecht; denn er mußte für schweres Geld Marmorblöcke kaufen, um seine Arbeiten ausführen zu können; dies aber nötigte ihn, Schulden zu machen. Einst nun drängten die Gläubiger und wollten nicht länger auf die Rückzahlung warten. Achtermann ging zur deutschen Nationalkirche, um im Gebete Hilfe zu suchen. Als er wieder heraustrat, näherten sich ihm zwei deutsche Handwerksburschen, um die Bekanntschaft des berühmten Künstlers zu machen. Sie meinten, es möge gewiß recht schwer sein, so berühmt zu werden; habe man es aber einmal dahin gebracht, dann sei man auch gesichert und brauche sich um die Zukunft keine Sorgen zu machen. Wehmütig entgegnete Achtermann: „Als ich noch Bauernknecht war, da hatte ich doch immer einige Groschen in der Tasche; als ich Soldat war, reichte die Menage aus, und als ich Schreinergefelle war, fehlte es mir auch nie an einem Stück Geld, über das nötige hinaus. Allein jezt, wo ich Künstler bin . . .“ Nun gestand er den Handwerksburschen seine bedrängte Lage. Diese verständigten sich durch einen Blick, und dann sprach der ältere: „Ei, Herr Achtermann, da können wir wohl Rat schaffen. Wir haben zusammen mehr als die Summe, welche Sie brauchen, in der Sparkasse. Das Geld steht Ihnen zu Diensten.“ Achtermann erkannte, daß ihm die göttliche Vorsehung die beiden gutherzigen Landsleute zugeschiekt habe und nahm dankbar das Anerbieten an.

Ein andermal war er wieder in der äußersten Not. Er schreibt selbst: „Es war eben der dritte Tag, daß ich wieder fast nichts gegessen. Ich saß trostlos in meiner offenen Werkstatt und starrte meinen Christus an; denn zum Arbeiten hatte ich keine Kraft mehr. Ich betete jezt leise vor mich hin, als ein Reiter des Weges kam, sein Pferd anhielt und mein Kru-

zifig lange schweigend betrachtete. Zulezt stieg er ab und fragte mich, ob die Arbeit bereits bestellt sei. Ich verneinte es, und dann ritt er fort.“ Es war der Fürst Aldobrandini gewesen; er kehrte später zurück mit seiner Gemahlin, einer geborenen Herzogin von Aremberg, und der hungernde Künstler erhielt für sein Kruzifix eine ganze Tasche voll Goldrollen.

Achtermann hatte früher oft vor einem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes im Dome zu Münster gebetet. Das Bild war nicht schön; daher verfolgte den Künstler der Gedanke, ein schöneres an seine Stelle zu setzen. Er wollte eine Pietà meißeln, d. h. eine Mutter Gottes, wie sie voll Trauer den Leichnam ihres göttlichen Sohnes im Schoße hält. In Münster hörte man davon und bald wurde der Gedanke des Künstlers zum Wunsche der ganzen Vaterstadt. Auf den Wunsch des Bischofs wurde im Jahre 1844 aus freiwilligen Gaben eine bedeutende Summe zusammengebracht, die man Achtermann mit dem Auftrage zur Anfertigung der Pietà übersandte. Tief ergriffen antwortete der Bildhauer: „Tränen der Rührung und Freude rollten über meine Wangen, als ich vernahm, mit welchem Interesse sich Münsterlands Bewohner einer Sache annehmen, die, gefertigt von einem Sohn des Landes, die Verherrlichung unserer heiligen Religion zum Zwecke hat. Gott dankend sank ich auf meine Knie und ersuchte Segen für alle meine Gönner, welche mir den schönsten Tag meines Lebens zu bereiten im Begriff sind; denn der Tag, an welchem ich meine durch Gottes Hilfe und Gnade jetzt im Gipsmodell glücklich vollendete Gruppe der Pietà, in Marmor ausgeführt, einst im Dome meiner Vaterstadt, die ich nun seit vierzehn Jahren nicht gesehen, werde aufstellen können, wird der teuerste meines Lebens sein.“ — Nun ging es aber erst daran, in den Steinbrüchen von Carrara einen Marmorblock, welcher ohne Fehl wäre, aufzufinden. Das kostete viel Mühe und monatelangen Zeitaufwand und viel Geld. Dann endlich durfte Achtermann den Meißel zur Hand nehmen und arbeiten, bis das Werk vollendet war, und im Jahre 1850 verladen werden konnte. Achtermann selbst reiste nach Münster, um die Aufstellung der Pietà zu leiten. 1851 erhielt das Bild die kirchliche Weihe durch den Bischof von Münster. Der fromme Künstler aber empfing unter dem Pontifikalamte aus den Händen des hochwürdigsten Bischofs die hl. Kommunion. (Schluß folgt.)



Ein herzliches „Vergelt es Gott“ allen lieben Wohltätern und Lesern unserer Caritasblüten für die bereits eingesandten Bausteine. — Der himmlische Vater wird jedes dieser Steinchen reichlich verzinsen.